

Leseprobe aus Benkel und Meitzler, Wissenssoziologie des Todes,
ISBN 978-3-7799-6004-1 © 2021 Beltz Juventa
in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-6004-1](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-6004-1)

Inhalt

Befristung, Befürchtung, Befreiung. Reflexionen zur Reflektierbarkeit
des Lebensendes
Thorsten Benkel und Matthias Meitzler 9

Wissen

Das Wissen um den Tod. Antwortversuche auf die krisenhafte,
endliche Positionalität des Menschen
Hans-Georg Soeffner 26

Die Möglichkeit des Wissens – am Beispiel des Todes
Thorsten Benkel 38

Körper

Todesnähe, Sektion und Organspende. Tod und toter Körper in der
refigurierten Moderne
Hubert Knoblauch 68

Postmortales Doing Gender. Zur kommunikativen Konstruktion von
Geschlecht im professionellen Umgang mit den Toten
Ekkehard Coenen 82

Trauertattoos – Transzendenzen auf der Haut?
Ursula Engelfried-Rave 100

Leben über den Tod hinaus? Zur kryonischen Aneignung von
medizinischem Wissen und metaphorischen Konzepten
Isabelle Bosbach 121

Sterben

»... ein Problem der Lebenden.« Zur wissenssoziologischen Relevanz
von Norbert Elias' Todesperspektive
Matthias Meitzler 140

Alltagsleben und Alltagssterben. Die Arbeit am (Nicht-)Wissen über
das Sterben
Melanie Pierburg 159

Interaktion mit Sterbenden. Die Differenzierung von Bewusstseinskontexten auf der multiprofessionellen Palliativstation und die Bearbeitung von Kommunikationsabbrüchen <i>Katharina Mayr und Niklas Barth</i>	175
(Nicht-)Wissen und Selbstbestimmung. Ein Beitrag zur Soziologie der Suizidbeihilfe <i>Leonie Schmickler</i>	196
Rest (in peace)	
»Mama sagt, er ist unterwegs zu den Sternen.« Himmlische Imaginationen für trauernde Kinder und der Tod als gerahmtes Happy End <i>Miriam Sitter</i>	222
Wissenssoziologische Implikationen des Suizids – mit Blick auf Pierre Bourdieu <i>Lea Sophia Lehner</i>	248
»Geburt und Tod liegen ja sehr dicht beieinander.« Eine empirische Analyse zum pränatalen Tod im Denkstil von Hebammen <i>Nico Wettmann</i>	268
Der Tod im Bild. Ein fotografischer Blick <i>Gespräch mit Patrik Budenz</i>	292
Empfindungen und Kundgaben von Trauer. Zur Sinnwelt des Lebens nach dem Tod <i>Ronald Hitzler</i>	309
Autorenverzeichnis	323

Befristung, Befürchtung, Befreiung

Reflexionen zur Reflektierbarkeit des Lebensendes

Thorsten Benkel und Matthias Meitzler

Den Satz ›Heute ist ausgeschlossen, dass ich sterben werde‹, könnte man hypothetisch jeden Morgen aussprechen und würde damit, zurückschauend, bei den meisten Lebensläufen über 25.000 Mal eine wahre Aussage treffen.¹ 25.000 *nachträgliche* Wahrheiten – aber kein handfestes Wissen; denn mehr als Vermutungen, Beschwichtigungen oder Hoffnungen können in dieser Aussage auf den ersten Blick nicht stecken. Es kommt der Tag, an dem man, sofern man an dieser Morgenroutine eisern festgehalten hat und weiterhin noch die Fähigkeit besitzt, den Satz als sinnhafte Einheit zu bilden, Lügen gestraft wird. Hätte man das wissen können? Ja – und nein.

Wissen hat unabhängig von Handlungen keinen Bestand (vgl. Knoblauch 2014: 142), im Kontext des Todes wäre es aber falsch, pauschal zu sagen, dass hier etwas ›Gewusstes‹ durch Handlungen konstituiert wird. Eine sozialkonstruktivistische Lesart spezifischer, insbesondere professionalisierter Umgangsweisen mit dem Lebensende wird diesen Gedanken zwar nicht von vorn herein zurückweisen, schon gar nicht, wenn sie ethnografisch über die mitwirkenden performativen Aspekte informiert ist (Schneider 2014). ›Der Tod‹ als Schnittstelle bio-sozio-psycho-usw.-logischer Erkenntniskonzepte, der ›auf's Ganze‹ gedacht wird, geht schon hinsichtlich der kulturellen Entwicklung zahlreicher Todesbilder und Traditionen der Vermittlung korrespondierenden (Spezial-) Wissens nicht in diskursiven, performativen oder sogar situativen Elementen auf. Das eigene Ende hat man ab einem bestimmten, variablen Lebenszeitpunkt als Gewissheit vor Augen, und ebenso ist gewiss, dass die Umstände und der Zeitpunkt ungewiss sind. Es ist dies kein Wissen, das den Überzeugungen entspricht, welche sich im Alltag immer wieder von neuem bestätigen, sondern ein Wissen über das Ende des Wissens. Der ›Beweis‹ dafür, dass man an einem zukünftigen Kalendertag eben doch sterben wird, unterbindet sich sozusagen selbst, weil Tote nichts mehr wissen – soweit man weiß.

1 Die frühesten Jahre, in denen weder die sprachliche Kompetenz noch das sinnhafte Begreifen für eine solche Aussage vorliegen, wurden in diesem Beispiel großzügig herausgerechnet.

Es spricht einiges dafür, Wissen als »sozial vermittelte[n] Sinn« zu verstehen (Knoblauch 2014: 352), der von anderen übernommen wird und daher zuvor auf irgendeine Weise – jedenfalls: über soziale Verbindungslinien – »einholbar« gewesen ist. Wissen verdichtet sich im Zuge sozialer Erfahrungen und kann nur auf dieser Schiene als Wissen betrachtet werden. Peter L. Berger und Thomas Luckmann beschreiben die Verinnerlichung des zunächst ja vollends äußerlichen Wirklichkeitswissens als dreistufigen Prozess, bei dem Wissen internalisiert, schließlich objektiviert und im nächsten Schritt externalisiert wird (Berger/Luckmann 1969). Die Erfahrungen inmitten einer sozialen Welt voller Personen, die weitgehend über einen sehr ähnlichen Wissensvorrat verfügen, bestätigen, dass das Wissen »stimmt«, und damit auch, dass dieser Stabilisierungsprozess eine notwendig intersubjektive Operation ist.

Die damit umschriebene »eigentümliche Gabe« der Menschen, »Gedanken zu vergegenständlichen, ihnen eine feste, dauerhafte Gestalt zu verleihen«, wie Ernst Cassirer (1990: 283) formuliert, steht damit auch hinter dem oft nur implizit präsenten, in Alltagsgesprächen nach wie vor häufig tabuisierten Wissen, dass der Tod die definitive Zukunftsaussicht ist. Als Teil des gesellschaftlich tradierten Wissensvorrats ist er »objektiv« (d. h. intersubjektiv), woraus sich als Konsequenz die subjektive Betroffenheit (d. h. in Form konkreter Sterbefälle) ableiten lässt, die wiederum in ihrer Ausgestaltung zwingend unter das sozial übermittelte Konzept vom Ende des Lebens subsumiert werden kann. Ohne diesen Kreislauf »funktioniert« Wissen zum Tod nicht. Die Suche nach Alternativen bleibt dennoch nicht fruchtlos, denn es gibt ja kreative Wege, »die soziale Welt [...] zu verleugnen; es gibt die Kunst natürlich« (Bourdieu 1991: 282). Der Tod kann in der Kunst ganz anders sein und sogar aufgehoben werden, was reizvoll ist, weil man weiß, dass die Realität einem diesen Gefallen nicht tun wird. Betrachten wir ein Beispiel.

Befristungen

Im Bühnenstück *Die Befristeten*, das der promovierte Chemiker, versierte Aphoristiker, Theoretiker der Macht, berüchtigte Casanova, spätere Literaturnobelpreisträger und unversöhnliche Gegner des Todes und des Sterbenmüssens Elias Canetti Anfang der 1950er Jahre schuf, geht es um die Unbarmherzigkeit der Zeit (Canetti 1982). Jeder Mensch bekommt bei der Geburt eine verschlossene Kapsel um den Hals gehängt, in der sich ein Zettel mit dem genauen Todestag der jeweiligen Person befindet. Nichts kann an dem prophezeiten Datum etwas ändern, und niemand darf nachschauen, zu welchem genauen Termin der Tod zuschlagen wird. Mehr noch, jede(r) ist nach der Zahl der Lebensjahre benannt, die ihm oder ihr vergönnt sind: Die Leute heißen »Zehn«, »Zwölf« oder »Achtundachtzig«. Damit es nicht zu peinlichen Situationen kommt,

schweigt sich die fiktionale Gesellschaft über das Lebensalter aus. Zahl und Zeit bestimmen alles – deshalb kommen sie kaum zur Sprache.

In den *Befristeten* ist der Tod beileibe kein Geheimnis, sondern eher ein instrumentell einbezogener Bestandteil der menschlichen Existenz. Die Kapsel birgt eine Neuigkeit, die eigentlich keine ist. Das Dokument in ihrem Inneren ist nicht viel mehr als eine sehr genaue Präzisierung. Sterbenmüssen ist, so heißt es bekanntlich, eine Erkenntnis über sich selbst, die nur auf der menschlichen Entwicklungsstufe erlangt werden kann. Tiere hingegen werden geboren, leben und sterben, ohne sich der Übergänge je bewusst gewesen zu sein. Dieses Wissensprivileg entfremdet die Menschengattung folglich von der unschuldignaturnahen Naivität der Tiere, die zwar speziesabhängig Schmerz und Furcht, vielleicht sogar Todesangst empfinden können, aber keine Möglichkeit zu haben scheinen, darüber außerhalb von Erfahrungssituationen, also gewissermaßen auf Distanz zum konkreten Moment zu reflektieren. Menschen wenden seit Jahrtausenden den Analogieschluss an, der in vielen Philosophielehrbüchern als Lehrsatz für syllogistisches Schließen gilt: Jeder Mensch muss sterben, X ist ein Mensch, daher muss X sterben. Der didaktische Kontext besagt, dass hier ein logischer Schluss vorliegt. Streng genommen handelt es sich aber um eine Zukunftsprognose, wenn auch um eine, die ziemlich zuverlässig klingt, nachdem – soweit zu sehen ist – alle der unzählbaren biografischen Fallgeschichten der Menschheit bisher so und nicht anders verlaufen sind. Das macht es, nebenbei bemerkt, ziemlich schwer, Unsterblichkeitsversprechungen durchzusetzen.

Da der Tod als unvermeidliche Zukunft jedweden Lebens, jedweden Projekts, jedweder Liebe angesehen wird, ist die verschämte Wahrheit, um die es in Canettis Stück geht, eigentlich nur eine vom Ende her gedachte Aussicht auf das, was ganz gewiss kommt. Abseits der Theaterbühne können nur wenige Menschen das Wissen, über das sie hinsichtlich ihrer generellen Sterblichkeit verfügen, noch übertreffen und tatsächlich einen Termin angeben. Das ist eventuell bei Insassen in sogenannten ›Todeszellen‹ möglich, es könnte auch die Perspektive von Geiseln oder Entführungsopfern sein, am deutlichsten aber funktioniert die Überschreitung der Abstraktion zugunsten der Eindeutigkeit bei Suizidenten.

Die autonome Entscheidung für oder gegen den persönlichen Sterbezeitpunkt (die einhergeht mit anderen Bestimmungsfreiheiten: für oder gegen einen Ort, für oder gegen die Einbeziehung anderer, für oder gegen eine letzte Nachricht, usw.; Williams 2017) ist eine machtvolle Entscheidung. Sie nimmt der terminlichen Todes(un)gewissheit ihren Schrecken und macht die Person, die sich selbst zu vernichten trachtet, zur letzten Instanz über das eigene Leben und den eigenen Tod. Die Zeitperspektive hängt dabei vom eigenen Willen ab, während sie ansonsten ein multikausales Geflecht bildet, in das Zufälle, Unfälle, medizinische Diagnosen, juristische Bestimmungen usw. derart eingebunden

sind, dass am Ende der vielfach abgesicherte, korrekte, vielleicht sogar korrigierte Tod herauskommt.

Auf einer eher philosophischen Ebene betrachtet, ist Canettis Datumskapsel sowohl beim Freitod wie auch beim ›unfreien Tod‹ mit im Spiel. Mit dem Moment der Geburt beginnt die Lebenszeit abzulaufen; so proklamiert es zumindest die Logik des »Seins zum Tode« (Martin Heidegger entlehnt die Idee dem dritten Kapitel – »Tod und Unsterblichkeit« – in Georg Simmels Spätwerk über *Lebensanschauung*; vgl. Heidegger 1993: 249; Simmel 1999). Die Uhr tickt, so oder so. Wäre man sich des buchstäblichen Ablaufs bewusst und könnte man sehen, wie die Tage und Stunden heruntergezählt werden – würde man dann das Leben anders leben? Die Namensgebung in Canettis Schauspiel beeinflusst sehr stark, wie Menschen für-, mit- und gegeneinander agieren; in alle Richtungen machtlos gegen das Schicksal, gehört zum Sein zum Tode hier auch der ›Zwang zum Weiterleben‹, von dem später Emmanuel Levinas (1989) sprechen wird. Wäre also alles anders? Das ist gewiss eine interessante Frage, mit allzu intensiven Nachforschungen sollte man diesbezüglich aber schonend umgehen, denn die Geschichte schrammt an Problemen entlang, die Genrefans z. B. aus Zeitreisefilmen kennen: Wenn der Todestag unverrückbar feststünde, wäre man dann bis zu diesem Tag quasi-unsterblich und gegen jede Zufügung lebensgefährlicher (Selbst-)Verletzungen gefeit? Wie würde soziale Ungleichheit in einer Welt verhandelt, in der neben die gewohnten Disproportionen nun noch der Faktor der evidenten(!) ungleichen Lebenszeit rückte? Und was wäre eigentlich, wenn man in einem Raumschiff die Datumszonen der Erde so überflöge, dass eine genaue Terminbestimmung an Bord nicht mehr möglich wäre?

Ersparen wir uns diese und auch jene Vorstellung, dass das Leben von so etwas geprägt sein könnte wie der ›Stadionuhr‹ im Volksparkstadion, Heimat des Hamburger Sportvereins, die stolz die Jahre, Tage, Stunden, Minuten und Sekunden zählte, die der HSV in der ersten Fußballbundesliga spielte, bis ihre Funktion im Mai 2018 – als der Verein erstmals in die Zweitklassigkeit abrutschte – überflüssig wurde. Nach einer Übergangszeit, in der sie – als zwiespältiger Kompromiss – die Zeit seit der Vereinsgründung maß, fand sie ihre letzte Ruhestätte im Deutschen Fußball-Museum in Dortmund. Es war beim HSV genauso wie im Leben jedes bisher verstorbenen Einzelnen absehbar, dass die Sache nicht ewig gutgehen wird, und für solche Prognosen braucht man weder eine Uhr noch ein verkapseltes Kalenderblatt.

Befürchtungen

Als wäre Canettis Dystopie nicht schon fantasievoll genug, möchten wir an dieser Stelle dazu einladen, sich den Aufhänger seines Werkes einmal umge-

kehrt vorzustellen: Was wäre, wenn niemand wüsste, dass er/dass sie je sterben müsste?

Nehmen wir also konkret an, dass den Menschen das Wissen fehlte, dass sie sterben werden. Wendet man vor diesem Hintergrund Canettis Allegorie in die Gegenrichtung der Originalgeschichte, ist der Bruch mit der Alltagserfahrung noch auffälliger. Nichtwissen um den Tod ist für Gegenwartsmenschen weniger leicht vorstellbar als präzise prognostische Todesaussichten. Nüchtern statistisch (und moralisch kaltherzig) kalkuliert, kann jeder Person, die das achte Lebensjahrzehnt hinter sich lässt, zugeschrieben werden, dass das Ende nicht mehr übermäßig lange auf sich warten lässt. Als Referenzquelle für solche unverschämten Zugeständnisse kann die amtliche Sterbestatistik dienen, deren Geltung bekanntlich nichts damit zu tun hat, ob die festgehaltenen Befunde gesellschaftlich wünschenswert sind oder nicht. Es ist, wie Zygmunt Bauman (2010: 154) schreibt: »in Fragen von Moral und Ethik helfen Statistiken über Determinanten und ihre Verteilung nun mal nicht weiter.« Das ist vermutlich der Grund, weshalb die Überachtzigjährigen trotz der Offensichtlichkeit ihrer biografischen Lage nur selten offen damit konfrontiert werden: Man kann wissen, dass andere dem Tod nahestehen (oder auch man selbst), aber das ist noch kein Grund, daraus eine Staatsaffäre zu machen.

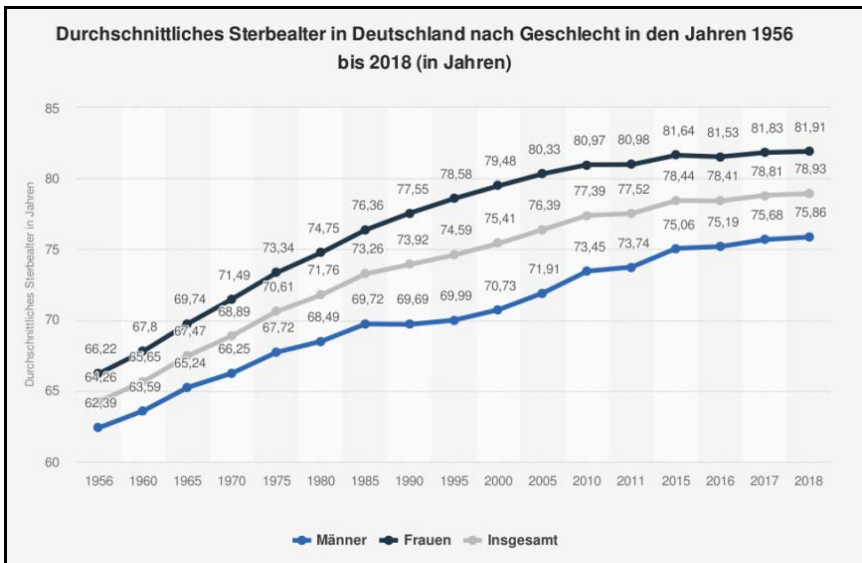


Abb. 1: Das Sterbealter in grafischer Darstellung (Statistisches Bundesamt 2020)

Zum Wesen der Statistik gehört, dass sie in Ausreißerfällen unter- bzw. überboten wird. So zahlreich auch junge Menschen, selbst Kinder, sterben, so sehr gibt es andererseits Personen im Status ›80 plus‹, die noch ein (mitunter mühe-